

Harald Burger

Das Gespräch in den Massenmedien

Harald Burger

Das Gespräch in den Massenmedien



Walter de Gruyter · Berlin · New York
1991

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

<p>Burger, Harald: Das Gespräch in den Massenmedien / Harald Burger. – Berlin ; New York : de Gruyter, 1991 ISBN 3-11-012215-4</p>

© Copyright 1991 by Walter de Gruyter & Co., D-1000 Berlin 30
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zu-
stimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Ver-
arbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Satz und Druck: Arthur Collignon GmbH, Berlin

Buchbinderische Verarbeitung: Lüderitz & Bauer GmbH, Berlin

Für Kristian

Inhalt

1. Einführung	1
2. Zeit	12
3. Räume	35
4. Sei spontan!	49
5. Intimität in der Öffentlichkeit	74
6. Rituale	94
7. Kampf oder Argumente?	110
8. Kampf um Wörter	144
9. Talk als Show	168
10. Information durch Gespräch	210
11. Kommunikation ohne Grenzen	241
12. Der Moderator: Rollen und Rollenkonflikte	276
13. Prominente – und Menschen wie du und ich	307
14. Kinder	326
15. Der Rezipient im Gespräch	357
16. Die Wirklichkeit des Mediengesprächs	410
Anhang	423
Literatur	426
Sachregister	432

1. Einführung

Mediengespräche sind nicht einfach Gespräche im Medium, Gespräche also, die durch das Medium bloß transportiert würden. Sie haben ihre eigenen Rahmenbedingungen, Spielregeln, Funktionen, durch die sie sich von sogenannten *alltäglichen* Gesprächen abheben. Kurz und pauschal gesagt: sie haben eine eigene Art von *Wirklichkeit*, die zusammenfassend im letzten Kapitel beschrieben werden soll. Wir wissen aus der neueren linguistischen Forschung, daß *Alltagsgespräche* keine homogene Größe sind, daß Gespräche beim Arzt, Beratungsgespräche, Prüfungsgespräche, Familiengespräche usw. jeweils sehr verschiedenen Spielregeln gehorchen. Dennoch sind ihnen Grundvoraussetzungen gemeinsam, die sie von Gesprächen in den Medien abheben. Ebensov wenig gibt es „das“ Mediengespräch. Gespräche im Radio unterliegen anderen Bedingungen als Gespräche im Fernsehen, ganz zu schweigen von in die Schriftlichkeit transponierten Gesprächen, wie sie in der Presse anzutreffen sind. Und ein Dialog im Rahmen einer Nachrichtensendung ist etwas ganz anderes als eine Talkshow. Dennoch meine ich, daß Mediengespräche – im Kontrast zu Alltagsgesprächen – durchgehende Züge einer spezifischen Wirklichkeit aufweisen, wodurch sie als – relativ – stabile Größe faßbar werden. Ziel dieses Buches ist es, das Einheitliche sichtbar zu machen und der Vielfalt der Gesprächsformen auf dem Hintergrund dieser Einheit nachzugehen.

In der linguistischen und kommunikationswissenschaftlichen Literatur ist das Spezifische des Mediengesprächs natürlich nicht unbeachtet geblieben. Unter Titeln wie *Inszeniertheit*¹ oder *zum*

1 Z. B. Bayer 1975, Holly/Kühn/Püschel 1986.

*Fenster hinaus reden*² sind an einzelnen Sendungstypen auffällige Merkmale dieser Gesprächswirklichkeit hervorgehoben worden. Doch scheint es mir zum jetzigen Zeitpunkt einerseits wichtig, die Einzelbeobachtungen einmal zusammenzusehen und Mediengespräche aller Art auf diese Gesichtspunkte hin zu befragen, andererseits auch globale Behauptungen, wie sie sich in Fachliteratur und Medienkritik finden, zu differenzieren. So ist der Begriff der *Inszeniertheit*, wie er in der Literatur verwendet wird, nur unklar abgegrenzt gegen die Inszeniertheit etwa eines Theaterstückes oder von Dialogen innerhalb von Fernsehfilmen oder auch Werbedialogen. Zudem hat er sehr unterschiedliche Aspekte, je nach dem Bereich von Sendungen, die man berücksichtigt.

In medienpädagogischen und kulturkritischen Zusammenhängen ist die Rede davon, daß die Medien, insbesondere das Fernsehen, ein „verzerrtes“, u. U. sogar falsches Bild der Wirklichkeit vermitteln. „So sind in der Fernsehfiktion – um nur einige wenige Beispiele zu nennen – Frauen, ältere Leute, Arbeiter, Arbeitslose deutlich unterrepräsentiert; Männer, Ärzte, Rechtsanwälte kommen überdurchschnittlich häufig vor; bestimmte Minderheiten erscheinen fast gar nicht im Fernsehen; Gewaltkriminalität spielt auf dem Bildschirm eine bei weitem größere Rolle als in der Realität – kurz, wann und wo immer wir die beiden Welten messend miteinander vergleichen können, kommen wir zu dem Ergebnis: Die Fernsehrealität ist eine Welt für sich, eine Welt, in der die Akzente der Betrachtung und damit auch der Gewichtung deutlich anders gesetzt sind als in der objektiven Realität.“ (Maletzke 1988, 57) Das ist ein Gesamtbild, das sich aus zahlreichen inhaltsanalytischen Studien ergibt. Ich werde auf solche Befunde zurückgreifen, wo es sich anbietet, aber mein Ziel ist es nicht, die Welt der Medien inhaltlich mit der „Realität“ zu vergleichen. Was herausgearbeitet werden soll, könnte man die *kommunikative Wirklichkeit* des Mediengesprächs nennen – mit ihren situativen Bedingungen, ihren Normen und Spielregeln, ihren mächtigen und ihren schwachen Aktanten.

2 Z. B. Dieckmann 1985, 54 ff.

In der Massenkommunikationsforschung stellt die Frage nach der *Wirkung* der Medienereignisse auf den Rezipienten ein traditionelles und viel erforschtes Gebiet dar. Heute ist man allgemein von monokausalen und linearen Ursache-Wirkungs-Modellen abgekommen, auch von der Vorstellung, der Rezipient sei den Medien hilflos ausgeliefert. Statt dessen sieht man ein komplexes Geflecht von medienseitigen und rezipientenseitigen Faktoren, die ineinandergreifen und die die Prognose von Wirkungen erschweren wenn nicht überhaupt verunmöglichen. In diesem Sinne wehrt sich Maletzke auch vehement gegen vorschnelle Adaptation der inhaltsanalytischen Befunde in der Wirkungsforschung. Als Beispiel kritisiert er die Untersuchungen von G. Gerbner in Philadelphia: Gerbner erhob inhaltsanalytisch den Befund, daß die im Fernsehen (der USA) gezeigte Welt „schlimm, böse, gefährlich“ ist. „Auf der anderen Seite untersuchte er, wie die Fernsehzuschauer die reale Welt sehen, welche Vorstellungen sie von der „wirklichen Welt“ haben. Dabei verglich er die Vielseher mit jenen Zuschauern, die normal oder nur wenig fernsehen. Die Daten entsprachen den Erwartungen: Vielseher haben ein deutlich schlechteres Bild von der Welt als Normal- und Wenigseher.“ (Maletzke ebd., 59). Die Anlage dieser Untersuchungen läßt keinen Schluß auf Ursache-Wirkungszusammenhänge zu, da es sich „um Korrelationen [handelt], die sich durchaus auch anders interpretieren lassen. Nicht: Die Menschen haben ein schlechtes Vorstellungsbild von der Welt, weil sie so viel fernsehen; sondern: Menschen, die die Welt schlimm finden, neigen (aus Gründen, die genauer zu untersuchen wären) dazu, besonders viel fernzusehen.“ (ebd.) Hinzu kommen naheliegende soziologische Deutungsmöglichkeiten: Die Vielseher gehören vorwiegend den unteren Sozialschichten an, wohnen in Stadtteilen, „in denen das Leben schlechter und unsicherer ist, so daß die Vielseher möglicherweise ihr negatives Weltbild gar nicht vom Fernsehen beziehen, sondern aus ihrer realen Alltagserfahrung.“ (ebd.)

Wenn schon im Bereich der Inhalte der Schluß vom Medienereignis auf die Wirkung beim Rezipienten nur mit größter Vorsicht möglich ist, so erst recht im Bereich der Kommunikationsformen. Die Spielregeln, nach denen sich Mediengespräche vollziehen, lie-

gen nicht so an der Oberfläche wie die Inhalte von Sendungen. Sie sind vielfach latent, werden nur gelegentlich thematisiert und metakommunikativ ans Licht gehoben, d. h. sie werden i.allg. auch nicht bewußt wahrgenommen. Ob und wie sie sich allenfalls auf den Rezipienten auswirken, ist darum schwer zu beurteilen, und größere empirische Arbeiten dazu gibt es meines Wissens nicht. Immerhin findet man Indizien dafür, daß solche Wirkungen vorhanden sind. Ein Beispiel aus der deutschen Schweiz (ein weiteres Beispiel s. u. S. 357 f.):

Deutschschweizer Kinder kommen bis zum Ende der Kindergartenzeit in der Familie und auch bei ihren sonstigen Aktivitäten kaum je mit Hochdeutsch in Berührung – außer über das Fernsehen. Nun kann man leicht feststellen, daß fünf- bis sechsjährige Kinder beim Spielen ganze hochdeutsche Passagen in der Art von Fernsehdialogen produzieren und daß sie schon über eine erstaunlich gute passive Kompetenz des Hochdeutschen verfügen, bevor sie in die Schule kommen. Dafür kann kaum ein anderer Grund namhaft gemacht werden als der Fernsehkonsum. (Man weiß aus Umfragen, daß die Kinder im Vorschulalter mit Vorliebe deutsche und österreichische Programme anschauen, während der Radio-konsum sich vorwiegend auf die einheimischen, fast gänzlich mundartlichen Programme konzentriert.) Hier haben wir also einmal einen Fall, wo so etwas wie ein monokausaler Zusammenhang angenommen werden kann. Der Normalfall ist das aber sicher nicht. Die Wirklichkeit des Mediengesprächs wirkt nicht in dem Sinn auf den Rezipienten, daß sie ihm ein „verzerrtes“ Bild von Gesprächsrealität suggeriert, sondern indem sie ihn – wie zu zeigen sein wird – vereinnahmt und zu einem Teil ihrer selbst transformiert.

Eine fundamentale Gegebenheit im Bereich der Medienkommunikation ist die Unterscheidung verschiedener *Kommunikationskreise*³. Bei einer Talkshow mit Saalpublikum beispielsweise sprechen Moderator und Gast zunächst miteinander – das ist der *innere* Kommunikationskreis. Dann sprechen sie aber auch auf das Publikum im Saal hin, und das Publikum reagiert auf ihre Äuße-

3 Vgl. Burger 1984, 44 ff.

rungen – das ist ein *äußerer*, und zwar der erste äußere Kommunikationskreis. Schließlich reden die beiden und klatscht das Publikum letztlich auch im Blick auf die Übertragung am Bildschirm, und der Rezipient daheim nimmt dieses ganze Ereignis als Einheit wahr – das ist der zweite äußere Kommunikationskreis. Daß es sich hier nicht bloß um theoretische Spitzfindigkeiten handelt, sieht man, wenn die Diskrepanz der Wahrnehmung innerhalb der einzelnen Kreise einmal thematisch gemacht wird. In der „Rudi-Carrell-Show“ wechseln die Realitätsebenen zwischen aufgezeichneten Szenen und Live-Show. Für die Beteiligten im Saal ist die Unterscheidung problemlos, da sie die Aufzeichnungen auf der Leinwand dargeboten bekommen. Für den Zuschauer daheim gehen diese Realitäten durch technische Überblendung gleitend ineinander über. In den aufgezeichneten Szenen führt Carrell Gespräche mit Leuten, die in der Sendung live als Imitatoren berühmter Sänger auftreten. Eine Aufzeichnung hört sich z. B. so an (2. 7. 88):

- C: (...) Und es geht wieder weiter mit unseren Gesangsimitatoren. Sie kommt aus Österreich. Brigitte L. (...)
- L: Hallo.
- C: Wohnen Sie mitten in Innsbruck?
- L: Nein ein bisschen außerhalb.
- C: Ja?
- L: Mhm.
- C: Also mitten in Tirol?
- L: Mitten im Tirol, ja.
- C: Können Sie auch jodeln?
- L: Ja, e bisserl.
- C: Jaaa?
- L: Ja.
- C: Können Sie mal machen?
- L: (JODELT, APPLAUS)
- C: Können alle Leute das da?
- L: Das weiß ich net. (JEMAND IM PUBLIKUM JODELT)
- C: Ah ja, im Publikum ist auch ein Tiroler, ja.

Als Zuschauer am Bildschirm hört man ein Publikum klatschen, und im Publikum – das von Carrell ausdrücklich als solches

angesprochen wird – jodelt jemand. Selbstverständlich nimmt man zunächst an, es sei das gleiche Publikum wie im Saal bei der Live-Show. Dem ist aber nicht so, wie der Moderator in der gleichen Sendung erläutert:

Meine Damen und Herren. Viele – viele Zuschauer fragen uns, wie wir das machen, daß wir zuerst die Leute da sehen in Arbeitsklamotten und am Arbeitsplatz und gehen durch eine Tür, hier hinten, und plötzlich stehen sie in Showkleidung auf einer Showbühne. Kann ich Ihnen mal eben verraten, und zwar nachmittags machen wir die Gespräche mit denen, ja, in Arbeitskleidung und so, *vor Publikum*, Generalprobe und abends wird das zugespield und sie machen ihren Auftritt dann live auf der Bühne. Ich kann's Ihnen mal eben demonstrieren. Sogar, mal kucken, ob es überhaupt mal live geht, von einem zum anderen. (2. 7. 88)

Damit die entscheidende Phase des Showblocks – die Imitation – nicht irrtümlich als Aufzeichnung aufgefaßt wird, wird der Hinweis „live“ eingeblendet. In jeder Sendung gibt Carrell ein weiteres Stück des technischen Raffinements der Show preis, und offensichtlich rechnet er mit einem festen Rezipientenkreis, der mit der Zeit alle die Effekte zu durchschauen weiß. Ein Beispiel aus einem Einleitungsmonolog der Show, wo ihm der Hinweis auf die technischen Spezialitäten zugleich Anlaß zu allerlei Witzeleien und Schlüpfrigkeiten gibt:

Danke schön! Herzlich willkommen, meine Damen und Herren, hier in Berlin, in Deutschland Österreich Schweiz überall wo Sie uns sehen. Und haben die mich nicht wieder toll angezogen? Wahnsinn hm. Anzug – mit Katalysator. Mit Katalysator, schauen Sie mal her mit – ja jaha. Was ich so schade find' beim Fernsehen ist, da hat man alles, tolles Oberhemd eine tolle Jacke Hose Krawatte und dann stört das Mikro. Ja, das ist eigentlich, das sieht nicht aus, es stört, ja und äh, ich hab' was Neues daran, ja, ich hab' so nen kleinen Kontakt hier. Es ist nämlich so, daß wenn wir hier anfangen zu proben, wird das aufgemacht, mein Mikro, den

ganzen Tag ist das Mikro auf und man hört mich den ganzen Tag über alle Lautsprecher hier, auf der Toilette hört man mich, ja, geht ein hübsches Mädchen vorbei: Hallo Fräulein, möchten sie mal altmodisch schmusen? Ja, sagt sie, ich schick mal meine Großmutter, ja, das hört man alles hier. Ja, da haben sie was Neues gemacht, ich kann mich selbst abschalten, hier, hier mit dem Ding kann ich mich abschalten. Normalerweise schalten die Zuschauer Showmaster ab, ich bin der erste Showmaster der sich selbst abschalten kann, gucken mal her, so (APPLAUS, UNVERST.) gesehen haben, das geht hier durch mein Oberhemd, dann geht es hier durch, hier so weiter, und dann ist hier der Sender ist hier, sehen Sie, hier sehen Sie den Sender, da, da so, das ist die Antenne, das ist erst im letzten Jahr so so so nen ganz kleines Ding da. Früher war das ganz lange, die die die hingen, so, so bis unten hin hingen die in deiner Hose. Kulenkampff hat mal in einer EWG-Sendung gesagt: Nur weil bei mir in der Hose etwas hängt, kann ganz Deutschland mich verstehen.

Überhaupt ist es nicht mehr so, daß die Produzenten die Vorstellung von einem ahnungslosen, vor den Wundern der Technik fassungslosen Rezipienten konservieren würden. Im Gegenteil, man gibt sich offen und gewährt dem Rezipienten Einblick in die „Werkstatt“.

Natürlich ist niemand auf eine vollständige Desillusionierung des Zuschauers aus, die Entmythologisierung der Technik findet nur punktuell statt. Für den Rezipienten heißt das: er kann nie ganz sicher sein, ob er wirklich durchschaut, was sich gerade ereignet. Die Grenze zwischen Sein und Schein bleibt letztlich unbestimmbar.

Der zunächst nur formale Tatbestand der *Mehrfachadressiertheit*, die Tatsache nämlich, daß sich die Teilnehmer von Mediendialogen gleichzeitig an Adressaten in verschiedenen Kommunikationskreisen wenden, wirkt sich qualitativ auf Charakter und Verlauf von Gesprächen aus. Diese qualitativen Aspekte der Medienkommunikation gilt es am Material sichtbar zu machen und in den verschiedenen Gesprächsformen auszudifferenzieren.

Ich schreibe dieses Buch als Linguist, aus der Perspektive des Linguisten, aber es ist nicht meine Absicht, diskursanalytische Verfahren an Sprachmaterial der Medien zu erproben. Vielmehr soll die spezifische Wirklichkeit des Gesprächs in den Medien mit Hilfe linguistischer und kommunikationstheoretischer Kategorien charakterisiert werden. Das bedingt ein eklektisches Vorgehen. Linguistische Begriffe aller Analyseebenen werden fallweise herangezogen (und Begriffe verwandter Gebiete wie der Ethnographie der Kommunikation), um darstellen zu können, daß die Medien ihre eigenen Normen des Miteinander-Sprechens setzen, daß sie ihre eigenen Mythen gelungener Konversation bilden.

Es geht mir auch nicht um eine neue Typologie von dialogischen Medien-Textsorten⁴. Für eine solche klassifikatorische Arbeit könnte die vorliegende Studie eine Reihe von Kriterien bereitstellen. Doch angesichts des raschen Wandels von Präsentationsformen in den Medien und der vielen Unschärfezonen zwischen den „Sendeflächen“ erschiene mir dies als ein Unternehmen von sehr begrenzter theoretischer und zeitlicher Gültigkeit. Die Praktiken der Medien sind ständig im Fluß. Kaum hat man sich bemüht, einen synchronen Schnitt durch das Angebot zu legen, fällt einem Journalisten etwas Neues ein, und schon verschiebt sich das Bild. Gleichwohl halte ich es für möglich und sinnvoll, die in einer überblickbaren Zeitspanne vorkommenden und typischen Gesprächsformen in ihren wichtigsten differentiellen Merkmalen zu beschreiben. Denn etwas ganz Neues gibt es auch unter der Sonne der Medien nur sehr selten. In terminologischer Hinsicht gehe ich dabei von der geläufigen, zugegebermaßen unscharfen und uneinheitlichen Begrifflichkeit aus und werde die Termini dort definitiv schärfen, wo es für die Zwecke dieser Arbeit nötig ist.

4 Vgl. dazu Franke 1989, Hess-Lüttich 1989. Ich würde mich der eher skeptischen Haltung Hess-Lüttichs gegenüber einer Taxonomie von Dialogsorten anschließen. Ramseier 1988 hat für das Radio DRS eine Typologie aller vorkommenden Textsorten versucht, bei der aber journalistische und linguistische Kriterien nicht scharf getrennt sind und die nicht viel weiter führt als die herkömmlichen Klassifikationen.

Der Horizont meiner Studie ist begrenzt durch die Begrenztheit des untersuchten Materials: Ich mußte mich – von einigen Ausnahmen abgesehen – auf Medienereignisse des deutschsprachigen Raums beschränken. Vergleichende Analysen sind von größter Wichtigkeit, wären jedoch nur im Rahmen eines größeren Forschungsunternehmens zu leisten. Nur interkulturelle Vergleiche könnten zeigen, welche der in meiner Studie beschriebenen Charakteristika des Mediengesprächs kulturspezifisch sind und wo es sich allenfalls um universale Züge handelt.⁵ Da kommunikative Wirklichkeit in der Regel ein hohes Maß an kultureller Idiosynkrasie aufweist, ist zu vermuten, daß sich meine Beobachtungen nur beschränkt auf andere Kulturräume werden generalisieren lassen. Eine weitere Beschränkung ergibt sich daraus, daß ich die Entwicklungen im Rahmen des privaten Fernsehens nicht mehr berücksichtigen konnte. Auch dazu sind eigene Studien erforderlich.

Im Vordergrund meiner Untersuchung stehen Fernsehgespräche, da sich hier die reichere Palette von Typen und Realisierungen findet als beim Radio. (Großgruppengespräche beispielsweise sind beim Radio viel seltener, weil es schwierig ist, sie in einer für den Rezipienten nachvollziehbaren Form zu realisieren.) Radiogespräche kommen dort zur Sprache, wo sie innovative Tendenzen aufweisen, die der Medienkommunikation neue Wege zeigen.

Die Perspektive, aus der ich die Texte analysiere, ist im allgemeinen die des Rezipienten. Die Wirklichkeit des Mediengesprächs ist eine Wirklichkeit für den Rezipienten oder: eine Wirklichkeit des Rezipienten. Wenn ich fallweise die Perspektive der Produzenten mit einbeziehe, so geschieht das nicht in der Meinung, damit könne man etwaige verborgene Machenschaften der Macher ans Licht bringen. Von der Produktionsseite her werden hingegen manche Phänomene verständlich, die dem Rezipienten aus seiner Sicht unverständlich bleiben müssen.

⁵ Einen ersten Ansatz zu derartigen kontrastiven Untersuchungen bietet Löffler (1989) mit einem Vergleich von Open-end-Diskussionen der deutschen Schweiz und Österreichs.

Neben der fachlichen Beschreibung der Texte sollen die Texte selber zur Geltung kommen. Daher werden ausführliche Gesprächsausschnitte geboten. Durch die Verschriftung wird der Gesprächstext erheblich verfremdet, aber bei der distanzierten Lektüre fallen die Regelmäßigkeiten viel stärker ins Auge, als dies bei der Rezeption des Originals der Fall wäre. Mag sein, daß man nach diesen Leseerfahrungen die Medienereignisse bewußter und kritischer wahrnimmt. Es geht mir aber nicht um ein pauschales Kritisieren – das wird ja von den professionellen Medienkritikern hinreichend praktiziert. Ich möchte vielmehr die Medien-Wirklichkeit *von innen heraus*, d. h. in ihren immanenten Regeln und Werten, mit ihren genutzten und verpaßten Chancen, zu verstehen versuchen, wobei alles-verstehen nicht unbedingt auch alles-verzeihen heißen muß.

Das Buch ist assoziativ aufgebaut. Der Leser soll mit der Lektüre beginnen können, wo ein Thema oder Stichwort ihn reizt. Durch interne Verweise werden die für das Verständnis nötigen Bezüge hergestellt.

Wenn Gespräche lesbar sein sollen, muß die Transkription die Balance halten zwischen wissenschaftlicher Genauigkeit und Anpassung an die Usancen schriftlicher Textgestaltung. Die schwer lesbaren diskursanalytischen Notationsverfahren werden deshalb nur dort eingesetzt, wo die Beschreibung der Gesprächsstruktur es erfordert. Im übrigen wird ein Kompromiß angestrebt (für die Einzelheiten vgl. S. 423 f.).

Statistische Repräsentativität ist nicht angestrebt und ohne große Forschungsprojekte auch nicht erreichbar. Meinen Studentinnen und Studenten sowie meinen Mitarbeiterinnen habe ich es zu verdanken, daß das Vorgelegte mehr ist als eine Sammlung zufällig gehörter und gesehener Medienereignisse. Durch ihre Transkriptionen konnte ich meine eigenen Materialien ergänzen und bereichern, und vielfach verdanke ich ihnen inhaltliche Anregungen. Für die Herstellung des Manuskripts bin ich Frau Ulla Günther und Frau Eva Wyss zu Dank verpflichtet.

Im Buch kommen Moderatorinnen und Moderatoren, Teilnehmerinnen und Teilnehmer vor. Wenn ich um der stilistischen Einfachheit willen die herkömmlichen generalisierenden Formen wie

der Moderator, die Gäste verwende, so sind damit jeweils beide Geschlechter gemeint.

Das Manuskript ging im Frühjahr 1990 in den Druck. Damals gab es noch eine BRD und eine DDR. Und manche Sendungen, die es damals gab, existieren jetzt schon nicht mehr oder haben ihre Gestalt verändert.

2. Zeit

Zeit ist eine Bedingung des Sprechens, ist Hintergrund und wird nicht wahrgenommen, allenfalls phasenweise oder bei spezifischen äußeren Bedingungen, die *Zeitdruck* bewirken (z. B. beim Prüfungsgespräch). Anders in den Medien. Hier wird Zeit thematisiert, wird zu einer verhandelbaren Größe. Niemand hat Zeit. Nur wer enormes Prestige hat, kann sich leisten, Zeit zu haben. Alle anderen hetzen hinter der Zeit her.

Das sei unter verschiedenen Aspekten demonstriert.⁶

Trivial, aber folgenreich ist die Tatsache, daß Medien-Zeit sehr teuer ist, Fernseh-Zeit noch teurer als Radio-Zeit. Das sieht man bei der Werbung. Im kommerziellen Bereich bemißt sich der Erfolg eines Senders am Preis der Werbe-Zeit. Zeit wird quantifiziert und bezahlt, nach Minuten und Sekunden. Und nur wer über das nötige Geld verfügt, kann überhaupt im Fernsehen werben. Mit den Lokalradios gestaltet sich das Bild ein bißchen demokratischer. Hier ist Zeit – relativ zum öffentlich-rechtlichen Radio oder gar zum Fernsehen – billig, so daß auch kleinere Lokalfirmen die Möglichkeit haben, übers Radio zu werben.

Zeit ist kostbar – das gilt im finanziellen wie in allen denkbaren übertragenen Sinnen für alle Medienereignisse. Und die Kommunikatoren werden nicht müde, immer wieder darauf zu verweisen. Zeit zu haben, sich Zeit lassen zu können – das ist die große

6 Während hier das Problem der Medien-Zeit vom Medium selbst her, also von innen her, beschrieben wird, befassen sich neuere zeitsoziologische Untersuchungen mit der „Zeitnot“, die man paradoxerweise für die künftige Freizeit-Gesellschaft prognostiziert und die „weitreichende Konsequenzen für Programmstrukturen und -inhalte des Fernsehen haben könnte“ (so Neumann-Bechstein 1988, 174), also mit äußeren zeitlichen Relationen zwischen Freizeitverhalten und Medienkonsum.

Ausnahme. Drastisch sieht man das bei den großen Unterhaltungsshows. Alle renommierten Showmaster *überziehen*. Das war in den Anfängen vielleicht die Folge mangelnder Routine. Inzwischen glaubt das niemand mehr. Das *Überziehen* gehört inzwischen zu den Ritualen (vgl. S. 94 ff.) der Unterhaltungsshows. Und je prominenter ein Showmaster ist, umso eher und umso mehr kann er sich leisten zu *überziehen*. Ein winziges und symptomatisches Beispiel aus „Wetten daß...“ (5. 11. 88):

Nach einer Wette redet Th. Gottschalk ganz zwanglos mit den prominenten Gästen über die Leistung des letzten Kandidaten, u. a. plaudert er mit A. Biolek:

B: Sag mal eine Frage Thomas/, entschuldige hast du schon überzogen oder?

G: Nein ich bin gerade dabei (PUBLIKUM LACHT, APPLAUS)

B: Ich sitze sonst immer vor dieser Sendung am Fernsehschirm also zu Hause und kuck mir das an [dann kommt die *Frage*, die er zunächst hatte stellen wollen]

Beides ist charakteristisch: die Frage des Gastes nach dem *Überziehen* und die Antwort Gottschalks. Der Gast – selber Medienunterhalter – ist sich des Zeitdrucks bewußt, gibt zu verstehen, daß er das Rederecht nicht ungebührlich beanspruchen will, weiß zugleich, daß das *Überziehen* eines der Vorrechte Gottschalks ist, gibt ihm damit die Möglichkeit, dieses Vorrecht zur Sprache zu bringen, und Gottschalk nutzt die Gelegenheit mit einer vieldeutigen Antwort, die zumindest zeigt, wie souverän er mit diesem Problem umgehen kann.

In seiner Show „Nase vorn“ überzieht Elstner selbstverständlich gleich bei der ersten Sendung. Und auch hier ist in der Show selbst vom *Überziehen* mehrfach die Rede. Eine interessante Variante ergibt sich dadurch, daß Peter Alexander – als einer der prominenten Gäste – das Thema humoristisch ins Spiel bringt:

Nachdem ein eingeladener Gast die sensationelle Erfindung eines Doppelbettes, in dem einer der Partner den beim Umarmen „überzähligen“ und störenden Arm in einem Loch unterbringen kann, im Detail erläutert hat, bemerkt Elstner, zu den Gästen gewendet:

Ist zufällig einer von Euch hier, der das jetzt gerne mit seiner Partnerin testen möchte, ob das auch richtig funktioniert äh Günter wollt Ihrs mal ausprobieren?

Und Peter Alexander fällt ihm ins Wort (mit feierlicher Stimme):

Frank, du solltest nicht überziehen!
(10. 12. 88)

In „Mensch Meier“ unterhalten sich A. Biolek und H. J. Kulenkampff (als prominenter Gast) über Kulenkampffs frühere Unterhaltungssendungen und kommen dabei aufs Überziehen zu sprechen – und darauf, wer wieviel überziehen darf und warum:

[K. sagt, die Unterhaltungssendungen hätten ihn viel weniger anstrengt als z. B. Theaterpremierern]

K: Das is doch n schönes Spiel

B: ja ja is n schönes Spiel

K: Du schwitzt doch auch nich?

B: Nein, das nicht innerlich ein bißchen, weil ich äh ich

K: na also

B: darf nicht überziehn, weil die „Tagesthemen“ hinter mir stehn, du hast ja immer hémmungslos überzogen

K: Ja (LACHT)

B: (ZUM PUBLIKUM GEWENDET) Da kann der nur lachen ne?
(LACHEN, APPLAUS)

Damit ist bereits klar, wer hier der Prominentere ist, wer sich was leisten kann. Und dann kommt ein aufschlußreicher Rückblick auf den Wandel in der Einschätzung des *Überziehens*:

B: Weißt du eigentlich – weißt du eigentlich, was die längste Überziehung war, die du je gemacht hast?

K: Ja – ja, das will ich dir erzählen, das war eine Stunde fünfzehn Minuten (LACHEN) Moment! und das weiß ich noch wie heute, das war – neunzehnhundertvierundfünfzig oder fünfundfünfzig in Offenbach – am Main. Da machten wir ne Sendung, die hieß „Kleine Stadt ganz groß“ (...) und damals wurde jeder Anstalt innerhalb der ARD, da gab s ja noch kein ZDF, wurde jeder wurde die Zeit, die sie gefüllt

hatten, angerechnet – auf das Gesamtprogramm, das war ja nicht so groß, und wenn man dá überzogen hat, ham dieselben Leute, die dich später dafür beschimpft haben, dich auf den Ármen getragen, haben gesagt, Menschenskind was wir heute gespart haben, eine Stunde mehr hast du gemacht eine Stunde mehr, da waren se ganz glücklich, und später als das alles enger zusammenrückte, da waren se natürlich immer n bißchen – únzufrieden – Ich habe einmal nicht überzogen – um acht Minuten (...) ich war einmal acht Minuten unter der Zeit – das war die größte Katastrophe (...) und das war viel schlimmer als überziehen, an das Überziehen hatten se sich ja gewöhnt (LACHEN) das wußten se ja – aber acht Minuten früher – hatten sie nichts – nichts – nicht den kleinsten Film, nicht ein paar Pferde, die irgendwo auf der Wiese sprangen (LACHEN, UNVERST.) nichts – null – sie saßen rum und zogen Schwarzblende und waren sauer (LACHEN) – viel saurer als wenn ich überzogen habe.

Die Bewertung des *Überziehens* hat sich gewandelt – und damit wird das Überziehen erst zu einem Testfall für Prominenz –, aber daß Zeit zugemessen wird, das ist seit den Anfängen des Fernsehens eine Konstante geblieben.

In der Deutschschweizer Diskussionssendung „Telefilm“, die von Heidi Abel bis zu ihrem Tod moderiert wurde, konnte man ein ganz anderes Verhalten gegenüber dem Zeitproblem beobachten: Obwohl Heidi Abel es sich sicher hätte leisten können zu überziehen, tat sie es nicht und bewies damit eine ganz ungewöhnliche Gesprächskultur.

Im letzten Drittel einer Sendung (2. 4. 86) wartet sie den Moment ab, wo sich in der Diskussion eine „natürliche“ Pause ergibt, und sagt dann:

[Heidi Abel = M 1, zweite Moderatorin = M 2; aus dem Schweizerdeutschen übersetzt]

M1: Wir haben achtzehn Minuten Film, und ich bin jetzt gar nicht ganz sicher, wie wir das machen wollen, aber ich hab das Gefühl wir könnten

M2: also wir könnten ohne weiteres auch länger machen

M1: (ÜBERLEGT KURZ) Ja ich möchte einfach nicht die Tagesschau-
 M2: wir können

M1: Leute – die die auf die Tagesschau warten
 M2: ohne weiteres bis elf machen, das ist kein Problem

Obwohl die Kollegin ihr das Überziehen suggeriert, geht sie nicht darauf ein, sondern kommt nach einer kurzen Diskussionsphase wieder auf ihre Bedenken zurück:

Aber vielleicht nehmen wir jetzt doch Yvonne den Schluß vom Film, sonst sind wir über elf hinaus und das wäre für die Sportfreunde eine Riesen-Zumutung. Danke schön vielmals.

Aber eine Zeit ist nicht wie die andere. Zeiten sind qualitativ verschieden. Es ist nicht gleichgültig, ob eine Sendung am Morgen oder Abend, am frühen oder späten Abend, während der Woche oder am Wochenende ausgestrahlt wird. Eine Sendung, die während der Hauptsendezeit nach 20 Uhr gesendet wird, ist „mehr wert“ als eine, die ihren Platz gegen Mitternacht hat. Das muß nicht mit Beispielen belegt werden, da es bei jeder Umstrukturierung von Programmen deswegen zu öffentlichen Streitereien kommt.

Auch Gespräche unterliegen natürlich dem Zwang zur Quantifizierung und optimalen Nutzung der verfügbaren und meist knapp bemessenen Zeit.

Das äußert sich zunächst darin, daß bei einem Gespräch mit mehreren Teilnehmern der Moderator die Zeit „gerecht“ *verteilt*, *zuteilt*. Bei politischen Sendungen, bei denen viel auf dem Spiel steht – also bei Gesprächen mit führenden Politikern, insbesondere vor Wahlen –, heißt das, daß jeder die gleiche Redezeit zugewiesen bekommt und daß über die Einhaltung der Verteilung gewacht wird. Hier spielt – auch für die Bemessung der Redezeit – der *Proporz* eine zentrale Rolle.⁷ Und wenn der Moderator nicht über

⁷ Das haben Holly et al. (1986) eindrücklich beschrieben.

die Zuteilung der Zeit wacht, dann tun es die Gesprächsteilnehmer selber.

„Drei Tage vor der Wahl“ (mit Kohl, Strauß, Genscher, Vogel und den zwei Moderatoren Nowotny und Reichle, ARD 3. 3. 83) war ein gutes Beispiel dafür, daß die Moderatoren sich u. U. flexibler geben als die Teilnehmer selbst. Vogel z. B. reklamiert mehrfach, daß er bei der Redezeit zu kurz komme:

[V = Vogel, N = Nowotny]

V: Herr Reichle, ich stehe hier vor einer gewissen Schwierigkeit, die sich aus der Natur der Sache ergibt. Hier kommen immer drei Beiträge, ich bin allein. Und es ist ein bißchen schwierig

N: Das ist die Parteilandschaft,

Herr Vogel

V: Ja nein, ich beschwer mich auch gar nicht, nicht, ich mach nur darauf aufmerksam, was hier an Behauptungen aufgestellt worden ist, daß ich das in der eben mir zu Verfügung stehenden Zeit jeweils aufgreifen kann, nich, das geht bei den Verhältnissen eins zu drei nicht, und das werden die Zuschauer auch gut verstehen.

Daß sich Vogels *Schwierigkeit aus der Natur der Sache* ergebe, ist natürlich nur eine euphemistische Formulierung dafür, daß Redezeit hier nach dem Proporz verteilt wird. Mit seiner zweiten Äußerung bringt Vogel das Prinzip des „Abarbeitens von Provokation“⁸ auf den Punkt, ein Prinzip, das mit dem Zeit-Proporz in Konkurrenz treten kann. An sich müßte Vogel die Möglichkeit haben, die Behauptungen der Gegner abzuarbeiten, aber dazu reicht – wie er behauptet – die ihm zugeweilte Zeit eben nicht aus.

Nach einem langen Beitrag von Strauß, in dem eine Menge von Zahlen und Statistik zuungunsten der SPD ausgebreitet wird, bekommt Vogel wieder das Rederecht zugeteilt:

V: Ja, Herr Nowotny, vielen Dank. Wir haben jetzt also vierzehn Minuten lang diese Darlegungen gehört mit einem Bombar-

N: Mir wars viel kürzer, war

8 Nach Holly et al., 1986, 60 ff.

- [ganz interessant (UNVERST.) Herr Vogel
 V: dement/ Ja ja, nein äh mit einem Bombardement an Zahlen, aber die Zahlen
- [V: Nein nein, Herr Kohl hatte ja auch ein bißchen vorher die Möglichkeit, sich zu äußern, sich/
 N: Ja sie müssen nicht beide zusammenrechnen. Jetzt sind Sie dran und streiten wir nicht darum, wer wie lange. Ich möchte nur sagen: Wir haben keine Stoppuhr laufen. Wir verlassen uns darauf, daß da vier erwachsene Staatsmänner sitzen.
- V: Ja nein, aber wenn Zahlenvergleiche angestellt werden, dann ist also vielleicht diese Zahl, die ich nannte, auch von einem gewissen Interesse.

Hier beruft sich Vogel auf ein Recht, das der Sendung sicher konzeptuell zugrunde liegt; die Moderatoren aber berufen sich auf eine – unterstellte – Gesprächskultur der Politiker und weisen blauäugig den Verdacht von sich, die Zeit könne hier quantifiziert worden sein.

Zeit wird auch dort zugemessen, wo die Struktur einer Sendung so rigide ist, daß schon leichte zeitliche Abweichungen vom vorgesehenen Fahrplan das Konzept in Gefahr bringen würden. Beispielsweise in „Pro und Contra“ (vgl. S. 116), einer Sendung, die einem Gerichtsverfahren nachmodelliert ist. Hier ist für die *Plädoyers* nur eine bestimmte Zeit verfügbar, ein Zeitzeichen macht sich penetrant bemerkbar, sobald das Ende der Redezeit naht, und es mahnt in kurzen Abständen, sobald die Redezeit überschritten ist. In der Sendung vom 15. 12. 88 überzieht einer der beiden *Anwälte* die Plädoyer-Zeit, der Moderator unterbricht ihn:

Herr B., ich bitte um ein ganz kurzes Plädoyer, wir sind hier leider am Fernsehen, nicht vor Gericht. Sie haben jetzt schon zwei Minuten gesprochen, das ist unfair gegenüber Herrn C. B.

Die in dieser Sendung sonst so beliebte Analogie zum Gerichtsverfahren wird hier – wo es um Zeitdruck geht – explizit außer Kraft gesetzt und gegen den Anwalt gewendet (der – was sonst

in dieser Sendung nicht die Regel ist – diesmal tatsächlich ein Jurist ist). *Zeitdruck* ist selber ein Strukturprinzip, das andere Prinzipien – wie das Muster des Gerichtsverfahrens – dominiert.

Die Quantifizierung der Zeit erfährt sukzessive eine Umdeutung: Zunächst kann man Zeitknappheit als institutionelles Problem sehen – das „Programm“ verlangt eine zeitliche Strukturierung, verlangt Termine –, dann wird sie zu einem quasi-juristischen Problem und schließlich zum „Unterhaltungswert“. So sieht es aus der Perspektive des Produzenten aus, der sozusagen aus der Not eine Tugend macht. Für den Rezipienten bedeutet der gleiche Vorgang: *Zeitknappheit* wird zu einer spezifischen Qualität des Mediengesprächs. Ein Gespräch, das unter permanentem Zeitdruck geführt wird – das ist für den Zuschauer Nervenkitzel, eine Art kommunikativer Krimi.

Dieses Phänomen ist auch zu beobachten dort, wo viel weniger auf dem Spiel steht als in Sendungen unmittelbar vor einer Wahl. In der Sendung „Schlag auf Schlag“, deren Titel schon ein hektisches Programm vermuten läßt, interviewt ein Moderator einen Gast. Nach einiger Zeit übergibt der Moderator das Recht der Interviewführung einem weiteren Gast, und nun sollen sich die zwei Gäste genau 15 Minuten lang *auseinandersetzen*. Dieser Übergang hört sich dann so an:

[Sendung vom 1. 9. 88. Moderator: Claus Hinrich Casdorff; Gast: Verteidigungsminister Prof. Rupert Scholz = S; zweiter Gast: Dr. Walther Stützle, Institut für Friedensforschung Stockholm]

M: [leitet thematisch über zur Friedenspolitik]

Da gibt es einen Gesprächspartner für Sie, der sehr viel sachverständiger ist als ich (...), ich hol ihn jetzt hierher, und dann sollen Sie beide sich mal über diese Thematik auseinandersetzen (M STEHT AUF, DER NEUE GAST NIMMT AUF DEM GLEICHEN STUHL PLATZ, M GEHT IN DEN HINTERGRUND)

Ich weiß ja nicht ob Sie sich kennen, wern sich ja gleich kennenlernen äh – 15 Minuten – Schlag auf Schlag heißt die Sendung – bitte ein schneller ja? (LACHT) ein schneller Wortwechsel (DAS FOLGENDE SEHR SCHNELL GESPROCHEN) ich hör ja auch auf, schneller Wortwechsel, Herr Stützle, Sie

- hams erste Wort äh Herr Professor bitte nich als Professor
 – der redet lange – als Minister – der redet kurz
- [S: Ja wieviel wieviel Sekunden geben Se
- [denn pro Antwort
- [M: Ach wenn ich Sie so ansehe und Ihr freund-
- [liches Gesicht dann mein ich doch zwischen 38 und 42
- [Sekunden sollen Sie/
- [S: (ZU STÜTZLE): Jetzt können Sie sich ausrechnen, wieviel Fra-
- [gen Sie offen haben
- (LACHEN)
- M: Ja also – also – toi toi toi

Am Schluß des Gesprächs tritt der Moderator wieder vor und beendet die Phase abrupt:

- M: Ich weiß ich weiß – Herr Stütze, Sie haben noch viele Fragen, Sie haben noch viele Antworten, aber auch in einer so kurzen Sendung muß ein solches Gespräch, so interessant es ist, nich endlos werden. Herzlichen Dank, Herr Stütze (...)

Ein Wortwechsel soll es sein, Schlag auf Schlag, ein schneller Wortwechsel ausdrücklich, so daß der Minister sich bemüßigt fühlt, nach der Zuteilung der Redezeit zu fragen, und der Moderator teilt – man nimmt an: ironisch – 38 bis 42 Sekunden zu, wobei man nicht so genau weiß, ob das vielleicht doch nicht nur ironisch gemeint ist.

Am Schluß wird auf die Kürze der Sendung verwiesen, die den Zeitdruck legitimiert, mit der unlogischen Fortsetzung im letzten Satz (wieso sollte eine Gesprächsphase in einer ohnehin kurzen Sendung „endlos“ werden können?). Der Zeitdruck ist nicht nur durch den Programmrahmen bedingt, er ist künstlich erzeugt, gehört zum Konzept der Sendung und schafft Nervenkitzel. Der Wortwechsel ist ein Wettlauf mit der Zeit, darum das „toi toi toi“ des Moderators.

Einen Nervenkitzel anderer Art bedeutet es, wenn in einem längere Zeit sehr populären „Kontakt“-Phone-in eines Schweizer Lokalradios (Radio 24, Zürich) die Anrufer Gelegenheit hatten,

sich selbst vorzustellen, und wenn sie dafür genau 3 Minuten Zeit hatten, wobei sie immer wieder durch die betont aggressiven Moderatoren unterbrochen und ironisiert wurden. Für die i.allg. nicht redegewohnten Anrufer bedeutete das ein erhebliches Risiko, und die Zuhörer konnten schadenfroh auf den vorprogrammierten Reifall warten.

Zeitdruck ist nicht nur ein Konstrukt der Kommunikatoren, sondern wird auch von den Teilnehmern als Muster wahrgenommen – und allenfalls genutzt. Daß *Zeitdruck* strategisch eingesetzt werden kann, ist für Medien-gewohnte Gesprächsteilnehmer selbstverständlich, so sehr selbstverständlich, daß sie sich selbst gelegentlich dieser Waffe bedienen. In einer sehr kontrovers geführten Diskussion zum Thema „Sitzblockierer“ (Heute in Schwäbisch Gmünd, S 3 12. 10. 88) wendet sich ein CDU-Politiker (= P) dagegen, daß Richter an Blockaden teilnehmen. Der anwesende Richter (= R), der selbst wegen Sitzblockade angeklagt ist, wendet sich scharf gegen den Politiker, ohne aber seine Argumente auszuformulieren. Daß er sie nicht ausformuliert – nicht ausformulieren kann oder will? –, schreibt er dem Zeitmangel zu:

[Moderatorin = M 1; Moderator = M 2]

M1: Habe ich Sie richtig verstanden, äh daß Sie sagen, Richter sollen ausgenommen werden von der Amnestie oder war das jetzt falsch?

P: Wenn der Richter Martin Meier als Martin Meier blockiert, denn ist er normaler Mitbürger. Wenn er bewußt nach außen äußert, daß er als Richter diese Blockade macht, wenn Sie (ZU R GEWENDET) bewußt von Richter-Blockade sprechen, dann halte ich dies für einen besonders schweren Fall des Mißbrauchs des Amtes des Richters, der die Autorität der Rechtspflege in Frage stellt.

M2: Dann werden die Politiker sehr viel zu tun haben die Politiker sehr viel zu tun haben, wenn sie immer zu prüfen haben, wer saß jetzt aus persönlichen Motiven da und wer saß jetzt in seiner Amtsfunktion da. Sie wollten was dazu sagen, Herr H. [= R]

R: (UNVERST...) ich mich da einmische. (SEHR RHETORISCHE, SÜFFISANTE SPRECHWEISE:) So reden Politiker, naß forsch – mit

[P: flockigen Sätzen. Ich hätte mir. Ich hätte mir (APPLAUS)

P: Das ist eine Unverschämtheit

R: Sie haben den Ball mir zugeworfen, ähm es steht nicht zur Debatte, ob ich als Richter ein besonderes (sic) strenges Strafmaß bekomme, sondern es geht hier eigentlich um die Frage von Amnestie. Was mich bedrückt hat, ist die Art der Denkweise von Ihnen, die plakative naß-forsche schnell dahingeredete Floskel, ich hätte mir etwas mehr Nachdenklichkeit, etwas mehr Deliberation

[P: Was soll denn diese Unterstellung?

[R: Sie sind schon wieder so, Sie sind schon wieder so.

P: Was soll denn das?

M2: Wir sollten uns vielleicht auf das Austauschen von Argumenten beschränken (GLEICHZEITIG UNVERSTÄNDLICHES DURCHEINANDER DER ANDEREN)

P: Ich mache mir dieses Thema nicht leicht.

R: Es hörte sich so an. Vielleicht könnten wir, wenn wir mehr Zeit hätten – leider haben wir nur noch wenige Minuten Zeit (SCHAUT AUF DIE UHR), um uns um dieses Thema zu kümmern, mir ist nur aufgefallen, wie häufig in Ihrer Rede der Begriff Gewissen vorgekommen ist – angesichts einer Bedrohung, die

[P: Der Begriff kam ein einziges Mal vor in meiner

[R: Geben Sie mir eine Chance? Geben Sie mir eine Chance?

P: Rede Ja

R: Äh wir haben es nicht damit zu tun, daß man sich auf die Straße setzt als Richter wegen einer Gehaltserhöhung oder wegen einer empörenden Maßnahme im Beihilferecht, sondern es geht um gravierendere Probleme. Was mich bedrückt hat, Geben Sie mir noch eine Chance?

[P: (UNVERST.) Sie haben jede Chance

R: Äh was mich bedrückt hat, ist daß knapp acht Monate nach dem fürchterlichen Unfall von Tschernobyl eine Partei im Wahlkampf die Probleme unserer Zeit verkürzt hat auf den Satz „Weiter so Deutschland“, das ist ein Bedenken gegen/ das ist ein Bekenntnis gegen Nachdenklichkeit, der (sic) mich umso nachdenklicher macht. Wir können das gerne, wenn wir mehr Zeit hätten, über Stunden durchdiskutieren, aber ich will nicht das Mikroskop/ ich will nicht das Mikrofon blockieren.

Für den Richter ist der tatsächliche oder vielleicht auch eingebildete Zeitdruck ein Alibi dafür, daß er von der konkreten Thematik ableitet und zu allgemeinen politischen Bekenntnissen und Angriffen übergeht; wohl auch eine Taktik, die ihm ermöglicht, scharfe Attacken zu formulieren, zu deren Abarbeitung der Gegner keine Gelegenheit mehr hat. Übrigens muß er den – vorher wohl abgesprochenen – Zeitplan sehr gut verfolgt haben, wenn er realisieren kann, daß die Zeit für das gerade laufende Teilthema bald zu Ende ist.

Für den Moderator kann der Hinweis auf den Zeitdruck ein Instrument des Krisenmanagements sein (vgl. S. 407).

Zeit wird gemessen, bemessen. Darum sind *Anfang* und *Ende* einer Sendung – als Rahmen des Zeitquantums – wichtig. Das gilt für alle Fernsehsendungen, besonders aber für Gespräche. Bei nicht-dialogischen Sendungen hat der Produzent den Rahmen völlig im Griff. Er müßte ihn nicht einmal dem Zuschauer vorführen – obwohl das im allgemeinen auch dort gemacht wird. Man denke nur daran, in wievielen immer gleichen Schritten eine Tagesschau angekündigt, angesagt, durch Schrift-Inserts vorbereitet wird, wie der laufende Uhrzeiger den Countdown dramatisiert und so fort. Und auch für den Schluß gibt es stereotype Abläufe, die dem Zuschauer signalisieren: jetzt ist's fast zu Ende, jetzt gleich ganz zu Ende...

Das alles muß bei dialogischen Formen weitgehend im Gespräch selbst geleistet werden. Da die Eingangsphase für den Ablauf und das Gelingen eines Medien-Dialoges von entscheidender Bedeutung ist, haben sich dafür Rituale herausgebildet, die später zu besprechen sein werden (S. 95 ff.).

Auch der *Schluß* von Gesprächen hat seine medien-spezifischen Eigenheiten. Die Schlußphase nicht-moderierter, natürlicher Alltagsgespräche ist i.allg. durch eine „verminderte Zugänglichkeit“ der Teilnehmer charakterisiert⁹. D. h. der Dialog erschöpft sich sozusagen von selbst. Bei Mediengesprächen ist das genaue Gegenteil der Fall, wie A. Linke (1985, 100) z. B. für politische Diskussionen gezeigt hat. Die Teilnehmer sind ja dazu da, sich und/oder ihre Meinungen auszustellen. Wenn die Schlußphase angesagt ist, müssen sie ihre letzte Chance nutzen, noch nicht Gesagtes anzubringen. Darum geraten die Schlußphasen meist besonders lebhaft, es gibt ein regelrechtes „Gesprächsgedränge“, und die Moderatoren müssen sich nicht selten besonders autoritär einschalten, um die Sache unter Kontrolle zu halten. Alle Beteiligten haben ein Bewußtsein von der besonderen Wichtigkeit der Schlußphase, und darum geben sich alle, jeder seiner Rolle entsprechend, besondere Mühe.

Der Moderator kündigt das nahende Ende besonders sorgfältig und bewußt an, er bereitet in mehreren Stufen darauf vor.

Eine wenig elegante, aber simple und darum oft praktizierte Methode ist der Blick und der nackte Verweis auf die Uhr :

M: Da können Sie sich sicher dazu äußern, aber ich darf noch grade weil wir nur noch ein paar Minuten haben, die nächste Frage dranhängen (...)

Und einen Sprecherwechsel später:

M: Ich glaube, da könnte man noch/ wir haben noch eine Minute (ebd.)

[nach Linke 1985, 97, aus dem Schweizerdeutschen übersetzt]

Und nach der nächsten Antwort erfolgt bereits das Schlußwort.

Es gibt, soweit ich sehe, nur einen Gesprächstyp im Fernsehen, bei dem die stufenweise Ankündigung des Schlusses nicht auftritt: Gespräche ohne Moderator (vgl. S. 71). In einer Sendung von „Wortwechsel“ (10. 12. 82) kämpfen die beiden Teilnehmer, eine

9 Vgl. Linke 1985, S. 100 (nach K. H. Jäger).

Frau und ein Mann, ständig um das Rederecht, und daran ändert sich bis zum Schluß nichts:

[Nachdem sie wieder einmal unverständlich simultan geredet haben, gelingt es ihm, sich durchzusetzen:]

Herr S.: Lassen Sie mich das mal zu Ende bringen – die Tierversuche, ja? die Optimierung der Tierversuche, mit dem Ziel zu reduzieren, Schmerz zu lindern beziehungsweise die Tierversuche ganz zu ersetzen, is ein kontinuierlicher Vorgang, der seit Jahren, Jahrzehnten in der Industrie läuft (...) ich habe die englischen Statistiken hier, Sie kennen unsere eigenen Statistiken – obwohl zusätzliche – äh Tierversuche qua Behörde qua Amt gefordert werden.

Frau H.: Herr Doktor S./

M: Frau H., entschuldigen Sie bitte, Herr Doktor S., unsere Sendezeit ist zu Ende. Ich darf mich ganz herzlich für Ihr engagiertes Streitgespräch bedanken.
(MUSIK UND SIGNET)

Das ist ein extrem brüsker Schluß. In moderierten Gesprächen wäre das ganz undenkbar, hier wirkt es geradezu als Bestätigung, daß das *Streitgespräch* tatsächlich gehalten hat, was man sich davon versprach.

Der eigentliche Schluß, das *Schlußwort* des Moderators, ist dann ein ritualisierter Akt¹⁰, der das Fernsehgespräch offiziell beendet. D. h. für den Zuschauer, für den äußeren Kommunikationskreis ist das Ereignis beendet, im inneren Kommunikationskreis, den man nicht mehr sieht, kann u. U. ein neues, viel gelösteres Gespräch beginnen. Ein Bildregisseur bemerkte gegenüber A. Linke, „daß sich die Studiogäste erst dann so richtig telegen verhalten, wenn er nicht mehr aufzeichnet“ (Linke 1985, 95).

„Schlußworte“ verlaufen auch thematisch und sprachlich in stereotypen Bahnen. Ein besonders für Diskussionen typisches Schema ist das Resümieren oder bloße Aufzählen des Erreichten und der Verweis auf Nicht-Geleistetes, meist mit einem entschuldigenden Hin-

10 Vgl. Linke 1985, 107.

weis auf die „knappe Zeit“. Ein Beispiel aus der Groß-Diskussion „Limit“ (SRG, 5. 1. 89):

M: Erlauben Sie mir zum Schluß – – noch einen Gedanken hineinzugeben, der eigentlich nur einmal aufgekommen ist, ich glaube er ist früher gekommen, den wir nicht weiter diskutiert haben, der aber – – glaub ich doch ein wichtiger ist. [Es folgt ein längerer Hinweis auf die möglichen sozialen und ökonomischen Hintergründe des Brutalo-Konsums in den reichen Ländern.] Darüber haben wir nicht geredet. Ich glaube, wir können jetzt nicht mehr darüber reden –, aber es ist ein Gedanke, den wir – leider – nicht haben packen können. Und ich möchte allen denen danken, die fürs Erziehen sind – in dem Fall – der jungen Menschen, das heißt nämlich Einsatz der Eltern (...) Und ich glaube, wir kommen nicht darum herum, auch solche Filme lesen zu lernen. Das können viele Erwachsene nicht, ich glaub, es gibt sehr viele Erwachsene, wie wir s da gehört haben, die entsetzt gewesen sind, als sie den Film gesehen haben. Wie wollen sie denn den Jugendlichen helfen? Muß man da umgekehrt helfen lassen? Das ist auch keine Lösung. Und deshalb meine ich – ist Information und Auseinandersetzung in größerem Maßstab nötig.

(Man denkt, hier sei die Sendung zu Ende. Da es sich aber um eine Open-end-Veranstaltung handelt, toleriert der Moderator noch einmal eine kurze Schlußrunde, die von den Teilnehmern bestritten wird.)

Daß Zeit und Zeitdruck mehr ist als eine produktionsseitige Rahmenbedingung, daß Zeit im Medium eine spezifische Qualität gewinnt, zeigt sich gerade auch bei den Sendungen, die programmatisch nicht von Zeitdruck beherrscht sein sollen: *Open-end*-Gesprächen. Das sind solche Sendungen, die keine festgelegte Schluß-Zeit haben, bei der also theoretisch geredet werden könnte, bis die Teilnehmer vor Erschöpfung vom Stuhl fallen... Der ORF hat mit dem „Club 2“ hier den Weg gewiesen. Die Sendung existiert seit 1976 und wurde bis zum Herbst 1988 ca. 850 mal ausgestrahlt. Das Deutschschweizer Fernsehen führte dann nach dem österrei-

chischen Vorbild den „Zischtigs-Club“ ein. Die Sendung wurde in der ersten Zeit zweimal pro Woche produziert, um ihr so bald wie möglich den Charakter von etwas Selbstverständlichem, Routinemäßigem zu geben. Open-end birgt ja manches Gesprächsrisiko und darum viel Sensationspotential in sich, aber den Produzenten ging es wohl darum, diesen Aspekt nicht in den Vordergrund treten zu lassen. Der Diskussionsleiter (programmatisch als *Gastgeber* bezeichnet) ist nicht unbedingt ein journalistischer Profi (ca. die Hälfte der Gastgeber sind Außenstehende). Wichtig ist, daß er Erfahrung in Gesprächsführung hat und daß er in einem weiteren Sinne vom Thema etwas versteht, ohne aber eigentlicher Experte zu sein.

Man sieht schon an der Konzeption der Sendung, daß mit *Open-end* mehr gemeint ist als die bloße quantitative Offenheit. Die Merkmale, die unter Zeitdruck stehende Sendungen typischerweise haben, sollen von vornherein abgebaut werden, zugunsten gelösterer, entspannterer Gesprächsformen.

Daß die Teilnehmer sich vom Zeitdruck entlastet fühlen, zeigt sich zunächst in metakommunikativen Äußerungen, z. B. zum Gesprächsstil (die folgenden Beispiele stammen aus der Sendung „Auf in den Kosmos – neue Wege zum Verständnis der Welt“, Club 2, 17. 5. 88):

Gastgeber: Ich wollt einfach ein bißchen mit Ihnen sprechen Frau Euler.

Der Gesprächsstil wird hier als ein sehr lockerer, alltagsnaher definiert, im bewußten Gegensatz zu Gesprächsformen, in denen *gestritten* wird, in denen man *sich auseinandersetzt* usw.

Es wird auch explizit gesagt und hervorgehoben, daß man hier Zeit hat. Ein Teilnehmer spricht vom Zusammenhang zwischen Ökologie, Feminismus, Spiritualität:

Ich habe auch die berühmten 15 Jahre, die die heute schon oft erwähnt wurden, daran gearbeitet. Und ich sehe wirklich jetzt wie der Zusammenhang liegt und das möchte ich jetzt in in zwei Minuten ausführen, oder in fünf Minuten.

Nachdem er sehr ausführlich darüber geredet hat, gibt er das Wort mit einem abschließenden Satz wieder an die Runde zurück: „Und so hängt das Spirituelle , so hängt das damit zusammen.“

Was in anderen Gesprächsformen kaum möglich wäre, wird hier toleriert: daß ein Teilnehmer einen längeren Beitrag ankündigt und daß die ganze Runde das akzeptiert und ihn dann sprechen läßt, ohne ihn zu unterbrechen.

Ein anderes Symptom für das Bewußtsein von Zeit-haben zeigt die folgende Passage (Es ist die Rede vom Fasten und Schlafentzug in Klöstern):

A: Schlafentzug!

B: Schlafentzug, Singen und so weiter. Das ist alles. Nur sind wir das schon gewohnt und hier sind für uns ungewöhnliche neue Sachen und da sträuben wir uns ein bißchen und das führt auch zur Frage nach dem New Age, also, das Frau E. nicht zufällig aufgeworfen hat. Aber ich möchte jetzt noch nicht fragen.

Gastgeber: Nein jetzt. Wir müssen ja bald [sic], um dem Schlafentzug zu entkommen, sonst werden wir alle noch erleuchtet.

Der Teilnehmer hat offensichtlich nicht das Gefühl, er müsse unbedingt jetzt anbringen, was er zu sagen hat, sondern er werde später schon noch einmal Gelegenheit dazu haben. Der Gastgeber aber kommt nicht darum herum, in dieser letzten Phase des Gesprächs doch auf das nahende Ende zu verweisen, und bringt damit wieder eine Regel ins Spiel, die für Gesprächsformen unter Zeitdruck gilt: ‘Laß dir keine Gelegenheit entgehen, zu sagen, was du zu sagen hast.’

Freilich ist Open-end keine Garantie dafür, daß eine Sendung auch wirklich vom Zeitdruck entlastet wird. Die Sendung „3 Tage vor der Wahl“ (vom 3. 3. 83, vgl. S. 17), die von den Moderatoren explizit als Open-end-Diskussion angekündigt war, artete dann aber in regelrechte Stellungskämpfe um die Rede-Zeit aus. Es ist zu vermuten, daß in einer derart gespannten Situation wie unmittelbar vor einer Wahl die Öffnung der Zeit-Grenze eher noch zusätzlichen Streß erzeugt – weil man von dem unvorhersehbar

großen Zeit-Kuchen soviel wie möglich ergattern will –, als daß sie zur Entspannung beitrüge.

Auch Open-end-Gespräche müssen ein *Ende* haben. Und sowohl beim „Club 2“ als beim „Zischtigs-Club“ ist das Ende im voraus ungefähr festgelegt: es ist bestimmt durch den Beginn der letzten Nachrichtensendung. Wie bei anderen Gesprächen bietet auch hier die *Schlußrunde* die meisten Probleme, und hier manchmal noch mehr als anderswo, da das Beenden einer Open-end-Sendung definitionsgemäß eine milde Paradoxie in sich birgt. Alle Beteiligten wissen, daß das Gespräch ein ungefähr vorhersagbares Ende haben wird, und der Gastgeber muß an einem bestimmten Punkt das offene Ende zu einem geschlossenen machen. Das Ende müßte also in einer Weise angekündigt und durchgesetzt werden, daß es nicht wie ein Ende nach den üblichen Fernseh-Ritualen aussieht. Dennoch ähnelt das Ende der Open-end-Veranstaltungen nur allzu sehr dem von geschlossenen Sendungen.

Bereits der Einladungsbrief an die Gäste enthält beim „Zischtigs-Club“ den Hinweis darauf, daß die Sendung „zwischen 90 und 120 Minuten“ dauere. Und tatsächlich ergibt sich (bei sechs untersuchten Sendungen: 6. 1. 86; 27. 1. 87; 1. 3. 88; 5. 4. 88; 26. 4. 88; 31. 5. 88) eine erstaunliche Übereinstimmung: 5 Sendungen liegen im Bereich von 102 – 107 Minuten, nur eine Sendung weicht (mit 90 Minuten) deutlich ab.

Beim „Zischtigs-Club“ entscheidet die Regie, wann Schluß gemacht werden soll, und die Moderatoren sagen manchmal explizit, daß das so ist. Daß sich ein Gastgeber gegen das Diktat der Regie wehrt, kommt vor, ist aber offenbar sehr selten.

Nicht sehr typisch ist es, wenn der Gastgeber brüsk, ohne vorbereitende Hinweise, den Beginn der Schlußrunde dekretiert:

Gastgeber: Okay, darf ich vorschlagen, es ist ziemlich spät, können wir... noch abschließend sagen... (9. 6. 88)

Normal ist es – wie bei anderen Gesprächen –, das Ende längerfristig anzukündigen, vorzubereiten, bevor es dann wirklich ernst wird.

Bezeichnenderweise scheint ein konkreter Hinweis auf die Uhrzeit – im Gegensatz zu anderen Gesprächen – bei Open-end-

Veranstaltungen nicht üblich zu sein. Das würde wohl nicht in das Image einer solchen Sendung passen. Der indirekte Hinweis auf die Uhrzeit im folgenden Beispiel aus der als Open-end-Veranstaltung angekündigten Groß-Diskussion „Limit“ (SRG, 5. 1. 89, vgl. S. 249), ist wohl dadurch legitimiert, daß zahlreiche Jugendliche anwesend sind:

M: Bitte lassen Sie alle Arme oben, ich werde nur aufgefordert, ordnungshalber alle die, die auf den Zug müssen, jetzt zu bitten, daß sie gehen – oder halt eben nicht gehen, aber sie haben's gewußt – weil – ich glaube wir müssen noch ein bißchen weiterreden. Ja? – bitte schön.

Das Ende wird hier vor-angekündigt, und gleichzeitig wird noch einmal eine – wahrscheinlich letzte – Gesprächsphase eingeleitet.

Ein indirekter Hinweis auf die Uhrzeit kann auch als Disziplinierungsmittel eingesetzt werden – eine sonst sehr übliche Technik (vgl. S. 407), die die Moderatoren von Open-end-Sendungen aber selten einsetzen. Als eine Beteiligte recht langfädig redet, unterbricht sie der Moderator:

Entschuldigen Sie, daß ich unterbrech – ein Teil derer, die uns zuschauen, muß morgen in die Arbeit gehn.
(Club 2, 20. 12. 88)

Die endgültige Ansage der *Schlußrunde* erfolgt manchmal ungeschminkt (wie oben), manchmal so elegant wie im folgenden Fall:

[In der Sendung, in der von Schlafentzug die Rede war:]

A: Das ist ein Randphänomen.

M: Moment, Bruder David, ich möchte jetzt etwas sagen, laßt uns, wir müssen leider, weil die Nacht kommt und kommt und kommt/

A: Schlafentzug!

M: Wir müssen äh uns zu einem Ende zusammentun. Ich möchte Sie bitten/

A: Zu einem offenen Ende, es ist ja ein open end

M: Ich mach es im allgemeinen nicht gern, so Schlußrunden, aber hier muß ich's machen, weil sonst fallen wir zu sehr über uns her, der eine oder andere (...)

(17. 5. 88)

Die Schlußrunden bei Open-end-Diskussionen scheinen allgemein länger zu dauern als bei sonstigen Gesprächen. Bei den untersuchten Club-2-Sendungen waren 15 Minuten das Minimum, bei einer Sendung gar dauerte die Schlußrunde 30 Minuten. Das liegt daran, daß auch in der Schlußrunde noch neue Argumente eingebracht werden können, daß auch längere Gesprächsbeiträge und Wortwechsel toleriert werden. Und das macht aus der Schlußrunde wieder so etwas wie eine vollwertige Gesprächsphase.

Ein Beispiel:

A: Also ich würde vorschlagen, jetzt einmal von Macht zu reden und nicht immer nur so Macht rauszuwerfen, auf n Tisch, sondern wirklich davon zu reden, was ist Macht und/

M: Aber ich muß leider sagen, nur noch kurz

A: Nur noch kurz?

B: Also, nehmen wir die multinationalen Konzerne in der Welt, Reagan ist ja nur Hampelmann von den multinationalen Konzernen, nehmen wir das jetzt das mal als Macht, oder nehmen wir die Großbanken in der Schweiz, das ist knallharte Macht. [Dann diskutieren alle weiter, als wäre von Zeit nicht die Rede gewesen..]

(Club 2, 17. 5. 88)

Oder ein Beispiel aus der schweizerischen Sendung:

Die Moderatorin setzt an zu einem regelrechten Schlußwort – ohne vorherige Ankündigungen des Endes – nach dem stereotypen Schema ‘Katalog der behandelten Themen‘ und ‘Themen, die noch hätten behandelt werden sollen’:

M: (...) ich denke, es ist langsam Zeit zum Schlußmachen. Wir haben über verschiedene Sachen geredet, wir haben über Vergangenheitsbewältigung geredet, wir haben über Quellenerschließung geredet, wir haben über einen Punkt, über den ich eigentlich gerne noch geredet hätte, zu dem sind wir gar nicht gekommen, das ist nämlich äh das Stichwort „Geschichte von unten“, also was für ein Geschichtsbild haben wir? Wir haben ein Geschichtsbild von eben von Helden, von

großen Taten, von großen Ereignissen – wir haben eigentlich, also ich habe in der Schule wenig erfahren über den Alltag der kleinen Leute, über das, was in den Fabriken passiert ist, über das, was bei den Bauern passiert ist und so weiter – und äh wir – kommen jetzt einfach nicht mehr dazu, darüber zu reden, aber ich habe/

- A: Aber entschuldigen Sie, ich darf nun noch einen Punkt sagen, der mir doch sehr wichtig scheint (...)
(Zischtigs-Club 1. 3. 88, aus dem Schweizerdeutschen übersetzt)

Daraufhin entspinnt sich noch einmal eine sehr lebhaft Diskussionsphase, während derer die Moderatorin mehrmals das definitive Schlußwort anzubringen versucht, ohne aber zu Wort zu kommen. Schließlich setzt sie sich doch durch:

- M: Also gut, äh es ist ja zu hoffen, daß vielleicht die Geschichte, daß die Geschichte von unten, daß die in nächster Zukunft noch ein bißchen mehr geschrieben wird äh, ich möchte einfach zum Schluß noch äh nicht als Ersatz für eine Diskussion über Geschichte von unten, aber als vielleicht eine kleine Anregung das Gedicht von Brecht zitieren, „Fragen eines lesenden Arbeiters“ heißt das (...)

Selbst wenn die Moderatorin das definitive Ende bekanntgibt und – wegen des von der Regie verordneten Zeitdrucks – nicht einmal mehr eine Schlußrunde eröffnen will, kann es noch zu einer letzten Gesprächsphase kommen:

- M: Wir haben – glaub ich auch äh – ganz schön viel erfahren. Ich weiß nicht, ob wir was über die Jenseitigen erfahren haben, ich für mich hab viel erfahren über die Diesseitigen, nämlich über die Leute, die hier waren, äh über das, was in diesen Köpfen – vor sich geht, und ich fand das sehr spannend. Ich danke Ihnen ganz herzlich, daß sie hier waren. Ich möchte – eigentlich niemandem das Schlußwort geben

A: Doch, dem Skeptiker! Bitte, aber klar! (LACHT)

M: sondern ich – dem Skeptiker? (UNVERST.) Gut okay!

B: Ich wollte, anstelle für den Theologen, weil der fehlt, hätt ich noch etwas dazugesagt, der Theologe fehlt, da hätt ich noch gerne zwei Sätze dazugesagt – soll ich das vor dem Schlußwort sagen – von ihm

M: Hm?

B: oder nachher?

[M: Ja also wie machen wir das jetzt mit den Schlußworten

B: eine Minute

[M: Also gut, aber zwei Sätze, wirklich, Sie reden immer sehr

B: ja äh die

[M: lange

B: Theologen, werden, wenn sie die Sendung kommentieren

– sagen, (...) Das wollt ich noch für den fehlenden Theo-

[M: Herr

[B: logen sagen

M: Gut also Herr B., Sie

[A: Is aber auch wirklich Theologie jetzt er is auch en (UNVERST.)

M: (UNVERST.) ganz ganz lange Sätze. Gut, auf Vorschlag von Frau A. übergeben wir also jetzt dem Skeptiker das Schlußwort – nein, jetzt gibt's kein anderes Schlußwort mehr, Herr C.!

(Zischtigs-Club, 5. 4. 88)

In einer äußerst heftig und polarisiert geführten Debatte (Zischtigs-Club „Die Angst vor dem Fremden“, 22. 1. 87) gelingt es dem Moderator über längere Zeit nicht, überhaupt die Schlußphase anzukündigen. In einer Atempause – nach einer unglaublich langen Phase eines gänzlich simultanen Streites zwischen zwei Teilnehmern – hakt er schließlich ein und übergibt das Schlußwort einem Theologen. An dessen Monolog entzündet sich wieder ein Durcheinander von Angriffen bis hin zu Beschimpfungen, der Moderator ringt buchstäblich die Hände, versucht – da er verbal nicht durchdringt (man hört in dem Chaos so etwas wie *Wir müssen nun...* und immer wieder *meine Damen und Herren*) –

mit Gestik ein Ende herbeizuführen, bis er schließlich eine Art Pseudo-Schlußwort anzubringen vermag:

M: Doch noch ein andeutungsweise versöhnlicher Abschluß:
meine Damen, meine Herren, ich danke Ihnen für die ange-
regte Runde, gute Nacht.

Das Fazit unserer Überlegungen zum Thema *Zeit* könnte man kaum besser formulieren, als es ein Moderator einer Diskussions-
sendung mit Rezipientenbeteiligung tat („Wahl ‘88 in Baden-Würt-
temberg“, 9. 3. 88, vgl. S. 405):

Ich bedaure, daß nicht alle Fragen/ es sind viele übriggeblie-
ben – ich weiß es/ (LÄRM IM SAAL) nicht alle beantwortet
werden konnten, aber neunzig Minuten sind nur anderthalb
Stunden, ich wünsche Ihnen einen guten Abend.

3. Räume

Von Zeit ist in Mediendialogen viel die Rede, von Räumen selten bis nie. Der Grund ist klar: Zeit ist eine Größe, die innerhalb einer Sendung „bewältigt“ werden muß, ihre Verteilung muß ausgehandelt werden, sie kann den Beteiligten „entgleiten“ usw. Zeit ist eine für Radio und Fernsehen gleichermaßen wichtige (wenn auch beim Fernsehen wesentlich teurere!) Größe. Die Dimension Raum hingegen spielt beim Radio keine so große Rolle wie beim Fernsehen; beim Fernsehen ist sie zwar von großer Bedeutung, aber von gänzlich anderer Qualität als die Zeit.

Bei *Radio*-Gesprächen wird die räumliche Anordnung – abgesehen einmal von Hörspielen, die unterschiedliche Räume und Anordnungen hörbar machen bzw. imaginative Räume evozieren können – meist nur insofern relevant, als sie die Stimmen erkennbar und unterscheidbar macht. Ausnahmen sind Gespräche, bei denen O-Ton vermittelt wird. O-Ton soll ja meist eine irgendwie „natürliche“ Originalszene evozieren, etwa bei einem Vor-Ort-Interview (vgl. S. 217).

Beim *Fernsehen* sind der Raum und seine Konstituenten, die Beleuchtung, die Requisiten, die Sitzgelegenheiten und ihre Anordnung, von Anfang an festgelegt, sie sind von den Beteiligten kaum abzuändern und (während der Sendung) in der Regel nicht mehr verhandelbar. Damit ist auch ein großer Teil des nonverbalen, insbesondere des proxemischen Verhaltens von vornherein determiniert und steht nicht mehr als kommunikatives Instrument ad hoc zur Verfügung. Die Teilnehmer einer Diskussionsrunde pflegen nicht ab und zu aufzustehen und eine Zigarette zu rauchen, man wechselt auch nicht die Kleidung, wenn man ins Schwitzen geraten ist. So wirkt es als eine deutliche Durchbrechung der situativen Konstellation, wenn in einer Gesprächssendung wie „Club 2“ ein Teilnehmer sich erhebt und die Aktivität, von der gerade die Rede

ist, sichtbar vorführt (3. 3. 88, zum Thema „Streß“). Es ist in der betreffenden Gesprächsphase die Rede von therapeutischen Verfahren, mit denen man dem Streß begegnen kann. Ein Psychotherapeut erläutert seine Methode der „Körper-Therapie“. Darauf der Moderator: „Könnten Sie das hier machen? Können Sie mich mal entspannen?“, und zur Gesprächsrunde gewendet: „Worüber reden Sie dann? Sie warten nicht auf uns, wir machen das hier ganz nebenbei.“ Allerdings machen sie es dann keineswegs *nebenbei*, sondern die Kamera und der Ton sind bei der Entspannungsübung dabei, während man die Gesprächsrunde nur im Hintergrund und meist unverständlich plaudern hört. Natürlich ist die Szene nicht spontan herbeigeführt, sondern bestens vorbereitet: Matte und Kissen liegen schon bereit. Die „Therapie“-Szene dauert gut acht Minuten, bevor der Moderator sich wieder erhebt und die Gesprächsrunde wieder ins Bild kommt.

Wenn der Raum während der Sendung modifiziert wird, dann nicht durch die Teilnehmer, sondern durch eine andere, sehr wirksame Instanz: die *Kamera* bzw. die Bildregie. Durch die vielfältigen Bild-Techniken wird dem Zuschauer am Bildschirm ein dauernd wechselndes Bild der räumlichen Proportionen geboten, das „Auge“ der Kamera lenkt seine Aufmerksamkeit mal auf die ganze Gesprächsrunde, mal auf einen Sprecher, mal auf den Hörer, auf Gesichter, auf Beine usw.¹¹. Das hat natürlich Folgen für die Rezeption des Dialogverlaufs¹². Eine größere Untersuchung zur Rolle der Bild-Technik für Mediengespräche steht noch aus. Ich will hier nur zwei Punkte anführen:

(1) Durch die Kameratechniken kann ein Gespräch auf den Fernsehrezipienten anders wirken – langweiliger, spannender usw. –, als es z.B. einem Beobachter im Studio erscheint. D. h. die *Gesprächsqualität*, wie sie der Rezipient wahrnimmt und wie er sie dem sprachlichen und nonverbalen Verhalten der Teilnehmer zuschreibt, ist faktisch ein kompliziertes Mischprodukt aus Kommunikation und Technik.

11 Zum „Ausdruckspotential der kinematographischen Formen und Techniken“ vgl. Siegrist 1986.

12 Zum ganzen Problemkreis vgl. Linke 1984, Kap. 11, Burger 1984, S. 290ff.

(2) Die Mechanismen des *Sprecherwechsels* (Formen der Selbstwahl oder der Fremdwahl), die in der linguistischen Diskursanalyse so große Beachtung gefunden haben, werden durch das Bild häufig nicht oder nur partiell transportiert, da vielfach nur der Sprechende ins Bild genommen wird. Dadurch entgeht dem Rezipienten ein Großteil der kommunikativen (oder parakommunikativen) Aktivitäten, die für den Ablauf von Gesprächen im Alltag wesentlich sind.

Bei verschrifteten Presse-Interviews pflegt man die *Primärsituation* des Original-Gesprächs und die *Sekundärsituation* – wie sie bei der Lese-Rezeption des verschrifteten Textes entsteht – zu unterscheiden. Eine analoge Unterscheidung ist auch beim Fernsehen zu machen: Die Primärsituation des Gesprächs im Studio (oder an sonst einem Original-Ort) unterscheidet sich für die Teilnehmer wesentlich von der Sekundärsituation, die durch die Zuschauer-Rezeption des über Bildschirm vermittelten Ereignisses entsteht. Der Zuschauer nimmt das Ereignis auf eine Weise wahr, wie er es mit seinen „bloßen Augen“ in einer realen Gesprächssituation nie könnte: mal sieht er die Personen von nah, mal von fern, mal von vorn, mal von hinten. Freilich sieht er sie häufig auch gar nicht, vielleicht sogar gerade in einem Moment, wo er ihre Reaktion besonders gern sehen würde. Die Handhabung der Mikrofone trägt das Ihre zur Veränderung der ursprünglichen Wirklichkeit bei: Die Lautstärke-Unterschiede, wie sie durch die unterschiedlichen Abstände bei Alltagssituationen selbstverständlich sind, können nivelliert werden, so daß der Rezipient den Eindruck hat, immer in nächster Nähe des jeweiligen Sprechers zu sein. Wir wissen aus vielen Untersuchungen, daß Kinder die filmischen Techniken nach und nach sehen lernen, daß also ein eigentlicher Erwerbsprozeß nötig ist¹³. Wieweit das auch auf die Wahrnehmung der fernsehspezifischen Vermittlung dialogischer Ereignisse zutrifft, ist meines Wissens noch nicht empirisch untersucht, wäre aber auch für die Wirkungsforschung in diesem Bereich von großer Bedeutung.

Der Raum mit seinen Ingredienzien steht somit für die Teilnehmer nicht zur Disposition. Aber er trägt in hohem Maße zur

13 Vgl. etwa Siegrist, S. 53 ff.